

Meine Mutter und ich

Autor(en): **Markino, Yoshio**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **29 (1925-1926)**

Heft 5

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665970>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Meine Mutter und ich.

Ich will nur ganz kurz das Leben meiner Mutter niederschreiben. Ihr Vater war ein großer Gelehrter in den alten chinesischen Klaffern. Als sie geboren wurde, nannte er sie Katsu. Die Bedeutung von Katsu stammt aus einer alten chinesischen Ode. Er schrieb diese Ode auf Pergament. Sie lautete:

Wenn der wilde Wein von Katsu im tiefen Tale wächst, kommen die Vögel auf seinen Blättern auszuruhn und singen süße Weisen.

Wenn der wilde Wein von Katsu im tiefen Tale wächst, sind seine Blätter so grün und seine Ranken werden so stark.

Wir wollen den Wein abschneiden und die Fasern verwenden;

Wir wollen die Fasern zu Fäden verarbeiten;

Wir wollen Tuch daraus weben und das Tuch tragen. Wie wollen wir klagen, daß es schlecht sei.

Ich erinnere mich gut, daß sie dieses Schriftstück ihr Leben lang als ihr omamori sama (Amulet) bei sich trug.

Ihr Leben war genau wie ihr Name oder diese Ode. Sie mag in manchen rauhen Sturm im Leben gekommen sein, aber sie blieb sich immer gleich und ließ alle fröhlichen Vögel auf sich ausruhen und singen. Sie kleidete sich stets einfach und klagte nie. Sie war der Trost ihrer Familie. Als Mädchen war sie ihren Eltern eine treue Tochter. Das war weit und breit bekannt, jeder Dorfbewohner erzählte mir davon. Als sie ungefähr 12 Jahre war, ging sie ganz allein nach einem alten Schloß und kletterte dort auf hohen Steinruinen herum. Zu ihrem großen Schrecken sah sie dort einen wilden Fuchs. Sie fürchtete sich sehr und sprang einige 10 Fuß tief hinunter. Dabei schlug sie mit der Brust auf einen Stein. Dann wurde sie ohnmächtig. Nach einigen Stunden fand sie ein Arbeiter und trug sie nach Hause. Viele ausgezeichnete Ärzte wurden herbeigerufen. Sie taten ihr Möglichstes und das Mädchen erwachte wieder zum Leben. Aber es zeigte sich, daß eine Rippe gebrochen war. Sie lag mehrere Monate zu Bett, ehe sie ganz hergestellt war. Es war fast ein Wunder, daß sie gesund genug wurde zum Heiraten.

Ihre Heirat war recht romantisch. Mein Vater ging als ganz junger Mann in ihr Dorf, wo er mit vielen Samurai sich im Fechten übte. Keiner konnte ihn schlagen. Meine Mutter sah dem Fechten zu. Wie sie so seine Tapferkeit beobachtete, verliebte sie sich in ihn. Ihr Vater bemerkte ihre Liebe und ließ sie meinen Vater heiraten. Das war so abweichend von

den meisten japanischen Heiraten jener Zeit. Gewöhnlich heiratete man ohne Liebe. Das war der Grund, warum meine Eltern so glücklich waren. Über meinem Zuhause schwebte immer ein süßer Duft. Zwischen meinen Eltern herrschte stets Zartheit, größte Sympathie und viel Achtung vor einander. Und sie vergötterten uns, die Kinder. Da aber meine Mutter als Mädchen solch einen schweren Unfall erlebt hatte, litt sie von Zeit zu Zeit unter ihrer schwachen Gesundheit. Sie war sehr zart. Obgleich ich ein ganz fröhlich veranlagter Junge war, sorgte ich mich doch sehr um sie. Ich entsinne mich noch so gut, wie in meinem 7. oder 8. Jahre eines unserer Dienstmädchen zu mir sagte: „Mein verehrter kleiner Master, wie glücklich Sie doch sein müssen! Sie können tun, was Ihnen beliebt. Ach, lassen Sie mich nur einen Tag lang Ihr Leben führen und ich werde ganz zufrieden sein.“

Ich seufzte und sagte: „Denkst du, ich bin glücklich? Dann kennst du mich nicht. Weißt du nicht, daß ich große Sorge habe? Jeden Tag mache ich mir Gedanken darüber, was ich anfinde, wenn meiner Mutter etwas zustieße!“

Das Mädchen wußte nicht, was es antworten sollte; es schluchzte.

Als ich heranwuchs, wurde meine Mutter mit jedem Jahre schwächer und schwächer. Einmal lag sie dreimal in einem Jahre krank im Bett; im nächsten Jahre sechsmal und wieder im nächsten vier volle Monate hintereinander. Sie bekam oft ganz plötzlich große Schmerzen in der Brust, manchmal mitten in der Nacht. Ich war immer bereit, zu ihrem Doktor zu laufen, denn niemand in unserm Hause konnte so schnell laufen wie ich.

Es war an einem Herbstnachmittag, als ich 10 Jahre alt war, daß meine Mutter in unserm Garten herumging und hinfiel. Sie konnte nicht aufstehn. Meine Schwester half ihr in ihr Zimmer. Sie hatte sich im Gesicht aufgeschlagen und blutete etwas. Ich war so erschrocken und dachte das Schlimmste. Meine ärgste Befürchtung erwies sich als nur zu wahr. Seit diesem Unfall lag sie dauernd zu Bett. Bauern sagten mir, wenn sie Karpfen äße, würde sie gesund. So ging ich täglich nach der Schule fischen. Mein Vater und mein Bruder wußten, daß es töricht sei, daran zu glauben, sagten es mir aber nicht. Sie wußten, daß mei-

ner Mutter Krankheit ganz unheilbar war, aber sie wollten meinem Kinderherzen nicht weh tun. So ging ich Woche um Woche fischen, ohne Erfolg. Eines Tages fing ich zu meiner großen Freude einen ganz kleinen Karpfen. Meine Mutter war so erfreut. Sie sagte zu mir, nun würde sie sicherlich von diesem Fisch gesund werden. Sie aß ihn. Es ging ihr jedoch schlechter und schlechter. Ich fing an, alle möglichen Wundergeschichten zu glauben. Im Dorfe erzählte man mir, dieses und jenes Bild wäre sehr heilig; wenn man zu ihm betete, ginge alles in Erfüllung. So ging ich in viele Tempel, um zu beten. Und oft opferte ich um Mitternacht brennende Kerzen vor Heiligenbildern und hielt das vor den andern ganz geheim. Zu meinem großen Kummer besserte sich der Zustand meiner Mutter gar nicht.

An einem Sommerabend des nächsten Jahres wanderten mein Bruder und ich an Reisfeldern entlang. Es war ein angenehmer, kühler Abend. Auf den Reisblättern lag silberriger Tau. Die Sonne war eben untergegangen, goldene Strahlen umsäumten die westlichen Wolken. Der Rauch aus einem Bauernhause stieg kerzengerade aufwärts. Vier oder fünf Frösche im Reisfelde begannen zu quaken. Die Abendglocken von weit entfernten Tempeln klangen leise herüber. Mein Bruder und ich gingen inmitten all dieser Poesie und schlenderten am Ufer eines kleinen Flüsschens entlang. Unser Doktor kam in der Richtung von unserm Hause her. Wir eilten ihm beide entgegen. Mein Bruder fragte ihn, was er über unsere Mutter dachte. Der Arzt sah mich an und winkte meinem Bruder mit den Augen. Sofort sagte mein Bruder zu mir: „Heiji, horch, wie der Frosch dort quakt. Geh hinüber und fang ihn.“

Ich gehorchte und lief weg. Aber ich hatte solch schreckliche Vorahnung. Mein Herz schlug schnell. Ich konnte nicht an die Frösche denken; ich beobachtete die beiden von ferne und nach ein paar Minuten kam ich zu ihnen zurück. Der Doktor verabschiedete sich eben von meinem Bruder. Ich sah, mein Bruder hatte ganz rote Augen. Ich fragte ihn, was der Doktor gesagt hätte. Er wollte es mir nicht sagen. Er meinte nur, es sei ihm Rauch in die Augen gekommen, und er rieb sie. Meine Einbildung malte sich das Schlimmste aus. Diese schöne stimmungsvolle Gegend hatte für meine Augen in wenigen Minuten düstere Farben an-

genommen. Selbst wenn ich jetzt einen ähnlichen Sonnenuntergang sehe, wird immer wieder jener traurige Eindruck wach. Wir gingen beide schweigend nach Hause.

Mein Vater nahm alles von der heiteren Seite. Er sagte: „Dies ist nicht der einzige Doktor in der Welt. Ich werde bessere kommen lassen, die eure Mutter sicher gesund machen werden.“ Er hat viele berühmte Professoren zu kommen. Ich glaube, er gab enorme Geldsummen dafür aus.

Meine ganze freie Zeit am Tage saß ich immer am Bett meiner Mutter und versuchte sie zu trösten. Eines Tages fiel mir ihr sehr blaßes Gesicht auf. Ich sagte: „Mutter, du siehst so krank aus, was kann ich für dich tun?“ Sie weinte. Das war mir ganz fremd; denn es war nicht ihre Art, andere ihre Traurigkeit merken zu lassen, besonders mich nicht. Ich dachte gleich, ihre lange Krankheit müsse ihr Gemüt so geschwächt haben. Sie sagte zu mir: „Mein liebster Heiji, du tust mir so leid, daß du solch eine kränkliche Mutter hast. Schau, die andern Kinder haben gesunde Mütter. Sie brauchen sich in deinem Alter noch um nichts Sorgen zu machen. Aber du, mein liebes Kind, sorgst dich so sehr wegen meines Krankseins, nicht wahr? Alle Ärzte mögen mein Leben aufgeben, aber ich will alle Kraft zusammennehmen, um für dich noch länger zu leben. Erinnerst du dich noch des großen Geschichtsschreibers Kai San Jo? Er hatte die Schwindsucht. Alle Ärzte gaben die Hoffnung auf, aber San Jo selbst wollte nicht sterben, bis daß er sein Geschichtswerk vollendet hätte, und er lebte, bis seine Arbeit fertig war. Siehst du, sein starker Wille hat den Tod bezwungen. Auch ich habe einen starken Willen, zu leben bis du älter bist.“

Sie barg ihr Gesicht unter der Decke, und ich weinte still neben ihr.

Der nächste Sommer kam und es ging ihr viel besser, sogar so, daß sie wieder anfing, im Garten spazieren zu gehen. Wir alle waren so beglückt und dachten, sie wäre ganz geheilt.

Um jene Zeit wurde mein Vater von einem Daimyo im Nachbarlande eingeladen, um „Shiki“, die berühmte alte chinesische Geschichte, vorzulesen. Er schlug vor, ich sollte den Vortrag beitreten, da es meiner Mutter viel besser ging. Er wünschte das so sehr, weil er so stolz auf mich war, daß ich mit elf Jahren „Shiki“ verstand. So ging ich und wohnte

mit meinem Vater im Hause des Daimyo. Ich blieb dort ungefähr zwei Wochen. Das Vorlesen war noch nicht zu Ende, aber ich fing an, mich um meine Mutter zu beunruhigen. Ich sagte meinem Vater Lebewohl und ging nach Hause. Sonderbarerweise wurde meine Mutter am selben Morgen wieder krank. Sie blieb im Bett. Am Abend pflegte ich sie wie gewöhnlich, während mein Bruder im Teezeremonie-Zimmer einigen jungen Leuten Mencius vorlas.

Meine Mutter sagte zu mir: „Ich brauche dich jetzt ein paar Minuten lang nicht; geh also zu deinem Bruder. Ich werde dich rufen, sobald ich dich brauche.“ So ging ich denn ins Teezimmer. Schon nach zwei oder drei Minuten hörte ich Mutters Stimme. Sie rief mich nicht, es klang eher wie ein Schreien. Ich stürzte in ihr Zimmer. Ich sah sie hinsinken, ehe sie ihr Bett erreichte. Sie erstickte fast.

Ich rief meinen Bruder, ihr beizustehen, und rannte selbst zum Doktor. Das Dienstmädchen sagte mir, der Doktor nehme gerade ein Bad, er würde in einigen Minuten kommen. Ich konnte ohne den Doktor nicht zurückgehen. Ich stampfte auf den Boden, meine Geduld war zu Ende. Ich stürmte in sein Badezimmer, er sagte, er wäre noch nicht fertig mit baden. Aber ich bat ihn, herauszukommen. Ich half ihm beim Anziehen, und der Doktor und ich liefen nach unserm Haus.

Alles war still. Ich rief meinem Bruder zu: „Der Doktor ist da!“ Er gab keine Antwort. Als wir ins Zimmer traten, sah ich meinen Bruder mit gesenktem Kopf am Bett meiner Mutter sitzen. Sie lag ganz regungslos im Bett. Der Arzt erklärte ihren Zustand als hoffnungslos.

Ich konnte es im ersten Moment nicht glauben. Es war mir, als träumte ich. Ich erinnere mich nicht, was ich bis zum folgenden Morgen tat. Ich will nicht sagen, daß ich mir etwas darauf einbilde, aber ich habe wirklich ein sehr gutes Gedächtnis, und wenn ich mich bemühe, mich auf irgend etwas zu besinnen, so fällt es mir wieder ein. Nur jene Nacht, als meine Mutter starb, macht eine Ausnahme in meinem Gedächtnis. Ich war wie betäubt. Eine große Leere. Schrie ich, weinte ich? Schliefe ich oder schlief ich nicht? Ich entsinne mich nichts. Nur eines bin ich ganz sicher, daß ich nicht ohnmächtig wurde, also muß ich wohl irgend etwas getan haben.

Am nächsten Morgen waren Vater, Schwester und alle Verwandten bei uns, und stündlich kamen Verwandte und Freunde von weiter an.

Ich weigerte mich, irgend jemanden zu sehen. Ich blieb allein in meinem Zimmerchen. Dort vergrub ich das Gesicht in meine Hände auf meinem Pult und weinte. Alle Leidtragenden kamen in mein Zimmer. Sie wußten nicht, was sie zu mir sagen sollten. Schweigend gingen sie hinaus. Dann und wann hob ich den Kopf und sah durch meine Tränen die Leute auf mich zukommen, teilnahmsvoll mit dem Kopf nickend und wieder weggehen. Meine Lieblingskanten und ein paar gute Bekannte klopfen mir liebevoll und mitfühlend auf die Schulter. Ich ergriff die Hand von einigen. Aber kaum, daß ich ihre Hände berührte, merkte ich, daß ihnen die Tränen über die Wangen liefen.

Weder sie noch ich konnten auch nur ein Wort hervorbringen. Mein Vater kam herein und sagte: „Heiji möchte lieber allein bleiben, nicht wahr?“ Ich antwortete ja, und so gingen sie alle fort. Meine Schwester brachte mir alle Mahlzeiten herein und stellte sie auf mein Pult. Oft waren die Speisen ganz kalt, wenn ich den Kopf hob. Nur sehr wenig konnte ich zu mir nehmen. So vergingen fünf Tage. Dann kam der Beerdigungstag. Am Morgen kam der Vater zu mir und sagte leise: „Sei heute ein Samurai.“

Sofort kam ich zu mir selbst. Ich schloß mich dem Trauerzug an und ging hinter meinem Bruder. Da meine Mutter so beliebt im Dorfe gewesen war, gab es viele Leidtragende. Der Zug war darum sehr lang. Dann die vielen Zuschauer. Sie wußten alle, wie verzweifelt ich war und ich hörte sie flüstern: „Was ist mit unserm armen kleinen Master Heiji? Ist er in der Prozession?“ Ich war sehr ernst, weinte aber nicht. Das schien sie zu überraschen, aber mein Vater war stolz auf mich.

Ich konnte meine Traurigkeit absolut nicht überwinden. Kaum zurückgekehrt, brach ich ganz zusammen. Der Schock war noch stärker als vor dem Begräbnis. Alle andern schienen sich nach und nach jeden Tag mehr zu erholen von ihrem Schmerz, aber mir ging es umgekehrt. In den Tagen der Beerdigung war mein Kummer eine Art Wahnsinn. Aber mit der Zeit kam mir das Bewußtsein wieder und ich

fang an, über meiner Mutter Leben nachzudenken.

Ich rief mir all ihre Güte und Sanftmut zurück, besonders wenn ich so ungezogen zu ihr gewesen war. Ich sagte: „Warum hast du mich sobald verlassen, meine liebste Mutter? Ich glaube, ich könnte ein besserer Knabe sein; wenn ich mir Mühe gebe, dann würdest du solche Freude an mir haben. Ich habe sicher nicht mein Bestes dir gegenüber getan. Mutter, bitte, vergib mir.“

So sprach ich allein die ganze Zeit, als wäre meine Mutter bei mir. Um Mitternacht stahl ich mich aus meinem Bett fort an ihr Grab, um zu weinen. Unsere Dienstboten holten mich immer wieder nach Hause und erzählten mir, daß ich Geister sehen würde, wenn ich um Mit-

ternacht auf den Friedhof ginge. Ich sagte: „Ach, wenn mir doch der Geist meiner Mutter erschiene! Ich möchte ihr so gern sagen, was ich zu ihren Lebzeiten nicht gesagt habe.“

Mein Vater begann zu merken, daß ich nicht ganz richtig war. Er ließ mehrere Ärzte kommen. Einige sprachen offen ihre Meinung aus, daß ich entweder geisteskrank würde oder sterben müßte.

*) Aus: Als ich ein Kind war. Von Dofhio Markino. Illustriert vom Verfasser. Aus dem Englischen übersetzt von Claire Benque. Verlag von Paul Haupt, Buchhandlung, Bern. Preis Fr. 4.—

Es schadet uns Leuten aus dem Westen keineswegs, uns mit der alten Kultur des Ostens vertraut zu machen. Wir geben unsern Lesern aus dem genannten Buche eine Probe zu kosten, die manchen bestimmen mag, sich das interessante Werkchen, das recht fein illustriert ist, anzuschaffen.

Nun liegt die Welt umfängen —

Nun liegt die Welt umfängen

Von starrer Winternacht,

Was fromm's, daß am Kamin ich

Entschwund'ner Lieb gedacht?

Das Feuer will erlöschen,

Das letzte Scheit verglüht,

Die Flammen werden Asche,

Das ist das End vom Lied;

Das End vom alten Liede,

Mir fällt kein neues ein,

Ach Schweigen und Vergessen —

Und wann vergäh' ich Dein?

Viktor von Scheffel.

Buntes Allerlei.

Ordnungsliebende Frauen. In einem Hause, wo die Hausfrau vom rechten Ordnungssinn besetzt ist, da ist gut sein. Aber es gibt viele musterhaft geführte Haushaltungen, denen fehlt ein gewisses Etwas, das einem Heim erst den wahren Zauber verleiht, das ist die Gemütlichkeit.

Das Ideal der Ordnungsliebe besteht doch darin, daß das Säubern und Putzen und Reinemachen der Wohnräume und des Hausgeräts nur dem einen Zwecke dienen dürfte, nämlich, der Familie Behagen zu schaffen. Dieser erstrebenswerte Idealzustand aber ist leider nicht allzu häufig anzutreffen. Oft, sogar sehr oft wird die Ordnungsliebe als Selbstzweck aufgefaßt. Es wird also nicht aufgeräumt und reingemacht, um den Bewohnern der Räume hierdurch Behaglichkeit zu schaffen, sondern lediglich des beruhigenden Bewußtseins willen, unter allen Umständen eine saubere Wohnung zu besitzen.

Wehe dem, der diese in tadelloser Reinheit erstrahlenden Räume zu betreten, oder diesen

Zustand peinlichster Sauberkeit auch nur im geringsten anzutasten wagt. Er läuft Gefahr, die gestrenge Hausfrau, die doch so viel Mühe hiermit gehabt, aufs das schwerste zu erzürnen. Der Teppich, der soeben geklopft worden, darf nicht betreten, sondern muß in einem weiten Bogen behutsam umgangen werden. Da darf kein Stuhl aus der angeordneten Linie gerückt, kein Kissen verschoben werden; sofort eilt die ordnungsliebende Beherrscherin dieser reinlichen Räumlichkeiten herbei, um tadelnd die gestörte Symmetrie auszugleichen. Wehe dem Unseligen, der ein Brotkrümchen fallen ließ, oder dem Unbedachten, der das Verbrechen beging, eine Stiefelspur auf dem geschauerten Fußboden zu hinterlassen.

Hier wird die Ordnungsliebe zur Dual, zur unheilvollen Tyrannei. Ein gut Teil Egoismus spricht sich in dieser Art und Weise aus, wenn der Genius der Reinlichkeit zum Cerberus wird, der mit Argusaugen darüber wacht, daß ihm